Die tolle Komteß.

Roman von Ernst von Wolzogen.

(8. Fortsetzung.)

Wolf Dietrichs von der Maltitz Lebenslauf glich auf ein Haar dem so vieler Gutsbesitzer, welche sich nicht eigens für die Landwirthschaft vorbereitet, sondern ihre besten Jahre in einem Kavallerieregiment ausgetobt haben. Wolf Dietrichs Vater war ein recht wohlhabender Herr gewesen, aber den vereinten Kräften seiner talentvollen Herren Söhne — es waren drei an der Zahl — hatte sein Geldbeutel auf die Dauer nicht widerstehen können. Zwar waren sie alle drei recht gute Jungens und wußten eine importirte Zigarre und einen alten Medoc wohl zu schätzen, und besonders ihr Geld auf noble Weise unter die Leute zu bringen; leider aber zeigte sich keiner von ihnen geneigt, eine gewinnbringende Thätigkeit auszuüben, indem der älteste Dragoneroffizier, der zweite Assessorsaspirant und der dritte — von dem dritten sprach man nicht gern. Er war das enfant terrible der Familie von jeher gewesen und hatte sich in beklagenswerther Verirrung in Berlin sowie im Literaturkalender als — Schriftsteller niedergelassen! Als nun vor zwei Jahren der alte Herr von der Maltitz ganz unvermuthet sich zu seinen Ahnen versammelt hatte, war dem guten Wolf Dietrich nichts andres übrig geblieben, als den Pallasch mit der Pflugschar zu vertauschen. Da die beiden jüngeren Brüder nach dem Testament von dem Besitzer des Gutes ein darauf eingetragenes Kapital von je fünfzigtausend Mark verzinst erhalten sollten, so war die Lage des älteren eine recht schwierige; denn die nur mäßig große Besitzung warf ihm nach Abzug jener Hypothekenschulden kaum so viel ab, daß er sich zur Noth allein durchbringen konnte. Aber in der richtigen Erkenntniß, daß eine Adelsfamilie ohne Grundbesitz oder ohne bedeutende Kapitalskraft gar zu leicht sozial oder selbst moralisch verlottere, hatte er lieber das harte Joch auf sich genommen, als den Verkauf des Gutes zugegeben, den seine jüngeren Brüder eifrig befürworteten. Ja, er hatte sogar noch ein übriges gethan, und dem Dichter zur Drucklegung seiner sämmtlichen Hohenstaufendramen in drei Bänden eine erhebliche Summe vorgeschossen, obwohl dieser hoffnungsvolle Sohn Apolls gleich nach dem Tode des Vaters in seinem himmelstürmenden Idealismus so weit gegangen war, eine Kellnerin zu heirathen! Aber Wolf Dietrich war ein tüchtiger, thatkräftiger Mensch; er brachte es fertig, alle seine kostspieligen Lebensgewohnheiten aufzugeben, rührte sich das ganze Jahr nicht von seiner Scholle, war sein eigener Inspektor, rauchte Fünfpfennigzigarren und zog sich Lagerbier auf Flaschen ab. An der Geselligkeit des benachbarten Landadels nahm er so gut wie gar keinen Antheil.

Was konnte ihm unter diesen Umständen willkommener sein, als der Antrag des Grafen Pfungk, sein Moorland in Pacht zu nehmen? Dennoch aber war er klug genug, sich den Anschein zu geben, als ob er nur sehr ungern auf seinen großartigen Torfstich verzichte, und sowohl eine etwas höhere Pachtforderung als auch die Bedingung zu stellen, daß der Kontrakt auf zehn Jahre abgeschlossen werden müßte. Der Graf war wenig geneigt, diesen Forderungen nachzugeben, wurde aber dennoch, nach einer längeren Berathung mit Norwig, zur Nachgiebigkeit bestimmt, so daß, als die Herren sich verabschiedeten, das Geschäft als abgeschlossen betrachtet werden konnte. Mit Vergnügen erklärte Herr von der Maltitz sich bereit, der dringenden Aufforderung, sich bald in Räsendorf sehen zu lassen, nachzukommen.

Gleich nach der Rückkehr machte der Graf dem Inspektor Reusche Mittheilung von der in Aussicht genommenen Betriebsänderung und trug im auf, die nöthigen Vorarbeiten, besonders Brücken-, Wege- und Pferdebahnbau ohne Zeitverlust in Angriff zu nehmen. Zu des Grafen Aerger zeigte sich der brave Ludolf nicht eben entzückt von den großartigen Plänen seines neuen Vorgesetzten. Er machte sogar allerlei Bedenken bezüglich des wahrscheinlichen Ertrages dieser neumodischen Moorkultur geltend, die aber, ebenso wie der Hinweis auf das abschreckende Beispiel eines jüngst verkrachten Nachbarn, auch so eines gelehrten „Mistikers", von dem Grafen mit Geringschätzung zurückgewiesen wurden, denn er wollte um keinen Preis vor seinem Freunde und Rathgeber als ein durch kleinliche Bedenklichkeiten leicht einzuschüchternder alter Herr dastehen.

Uebrigens war es Herrn Ludolf Reusche schon von weitem anzusehen, daß er heute ganz ungewöhnlich schlechter Laune sei. Denn abgesehen von seiner erklärlichen Eifersucht gegen den so sehr begünstigten Oberverwalter, hatte dem Gleichgewicht seiner Seele eine eben erst stattgehabte Szene mit seiner bisher so bescheidentlich angebeteten Beate einen argen Stoß versetzt. Sie hatte ihm nämlich über seine offenbare Untreue ganz gehörig den Kopf gewaschen und ihm angedroht, falls er nicht die Schmach, welche das verhaßte Fräulein Sophie ihr angethan hatte, blutig zu rächen sich bereit zeige, ihn für ewige Zeiten aus ihrem Herzen verbannen zu wollen. Wie stets, spiegelten auch in diesem bedenklichen Falle Herrn Reusches Schnurrbartspitzen den Zustand seiner Seele deutlich wieder. Deren linke war nämlich spitz und keck nach aufwärts gerichtet, während die rechte trautig und aufgedröselt herabhing; gleichwie sein Mannesbusen zur einen Hälfte erfüllt war von dem kühnen Verlangen, die Gunst des berückenden Fräuleins zu gewinnen und andrerseits von dem wehmüthigen Vorschmack des drohenden Verlustes seiner älteren Flamme, welche, obschon ihr Aeußeres weniger berauschend wirkte, doch immerhin ein liebendes Herz besaß und auch „n bischen was mitkriegte!" Ludolf Reusche hatte noch nie die Knechte und Mägde so schlecht behandelt wie heute.

Da der Hausherr sowie Norwig durch den Aufenthalt in Senthin sich heute sehr verspätet hatten, so fand sich erst kurz vor dem Abendessen die ganze Familie wieder zusammen. Meister Fink war gerade beschäftigt, den alten Flügel im Ahnensaal einer Prüfung zu unterziehen, als die beiden Herren sich zu den dort versammelten Damen gesellten.

Das Instrument gab wahrhaft grausame Mißtöne von sich, so daß Hanswurstfink entsetzt davon zurücksprang, wie vor einem bissigen Kettenhund.

„Heiliger Bimbam!" rief er aus, „wozu hat denn dieses Marterwerkzeug hier gedient?"

„Ja, seit Vicki mit den Klavierstunden fertig ist, ist es wohl nicht mehr gestimmt worden," erklärte die Gräfin.

„Fertig? Was heißt das?" fragte Fink verwundert. „Haben Sie nichts mehr darauf zu lernen, Komteß?"

„O, das schon," erwiderte Vicki lächelnd: „Wissen Sie, ich hatte bei unserm Kantor Unterricht und das ging auch zuletzt ganz schön; aber immer nur auf den weißen Tasten, denn mit den schwarzen wußte der alte Mann selber nicht recht Bescheid."

„Ja sehen Sie, und da haben wir die Geschichte dann aufgegeben," ergänzte die Mama. „Ein paar Choräle hat sie ja doch ganz nett spielen gelernt und das ist ja doch immer die Hauptsache. Der liebe Gott sieht ja doch mehr auf's Herz als auf die Finger."

„Aber er hat gewiß ein sehr feines Gehör," lachte Fink. „Denken Sie doch, wie verwöhnt er durch seine Engelchöre sein muß."

Die Gräfin mußte ihm darin recht geben und versprechen, gleich morgen nach dem Klavierstimmer zu schicken.

„Ah, Sie sind wohl ein Virtuos?" wandte sich der Graf an Fink.

„Nein, durchaus nicht," versetzte jener, „ich spiele bloß nach dem Gehör ein paar Tänze und was man so für's Haus braucht."

„Ach, das ist reizend!" rief Vicki laut. „Nicht wahr, da spielen Sie uns jeden Abend ein bischen auf? Denken Sie, ich bin doch nun so gut wie erwachsen und habe immer noch keine Tanzstunde gehabt!"

„Nun, dem ist ja leicht abzuhelfen," sagte Fink ernsthaft. „Wenn mir die Herrschaften Ihr Vertrauen schenken wollen, so bin ich gern bereit, in meinen Mußestunden die Ausbildung der Komteß Tochter in der höheren Tanzkunst zu übernehmen."

„Was tausend! Sie sind ja ein Universalgenie!" rief der Graf belustigt.

Und das Komteßchen hatte mit einem Schlage die Scheu vor diesem gefährlichen Mädchenbethörer vergessen und zappelte aufgeregt mit bittenden Händen vor ihm herum. „Ach ja, das wäre zu süß von Ihnen! Nicht wahr, Sie thun es? Sie fangen heute gleich an!"

Die Gräfin hatte zwar schon öfter dem Drängen ihrer Tochter entgegen gehalten, daß es für solchen Unfug wie Tanzunterricht und dergleichen noch immer Zeit wäre, bis sie in die Gesellschaft eingeführt würde, aber nun wurde sie von dem jungen Volk so drollig überrumpelt, daß sie nicht gut anders konnte, als lachend ihre Zustimmung zu geben. Nur, fügte sie hinzu, sei es doch wohl geboten, daß der Herr Tanzmeister, ehe ihm seine Schülerin anvertraut würde, eine Probe seiner Kunst ablege.

Fink erklärte sich hierzu sofort bereit und bat die Herrschaften zu bestimmen, was er ihnen vorführen solle. „Vielleicht ein Nationaltanz gefällig? Ein Hornpipe, ein Krakowiak? Oder vielleicht ein Pas sérieux? Vielleicht belieben die Herrschaften mir auch ein Thema zu stellen für einen pantomimischen Tanz."

Es wurde dann unter allgemeiner Heiterkeit nach längerer Berathung beschlossen, daß Hanswurstfink pantomimisch darstellen solle, wie ein junger Maler im Hochgebirge in seinen landschaftlichen Studien durch eine kunstfeindliche Kuh unterbrochen würde, und wie er hernach, auf die Hirtin treffend, derselben zunächst heftige Vorwürfe, nachher aber eine Liebeserklärung machte. Der Allerweltskünstler entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick und mit wirklich urwüchsiger Komik. Die Kuh wurde zwar nur durch ihr Gebrüll angedeutet, doch war in dem verschiedenen Tonfall ihres Muh! die ganze Stala ihrer Empfindungen von der ernsten kritischen Bedenklichkeit bis zum Ausbruch des Vandalismus anschaulich zum Ausdruck gebracht. Komteß Vicki, als die Zunächststehende, mußte die Rolle der schönen Sennerin markiren, und ihr Gebahren hierbei, zusammengesetzt aus kindlicher Lust an diesem seltenen Schauspiel, wie lieblicher Verlegenheit wirkte kaum minder ergötzlich, als Finks groteske Sprünge und Geberden, welche den herkömmlichen Balletstil köstlich parodirten. Endlich riß er sich gar mit großer Anstrengung sein Herz aus dem Busen und legte es der Angebeteten zu Füßen. Da diese aber steif und erröthend dastand und nicht wußte, was sie damit anfangen sollte, so hob er es wieder auf und drückte es ihr kräftig in die Hände, worauf sie den Einfall hatte, es in die Tasche zu stecken — was natürlich größte Heiterkeit erregte. Zum Schluß nahm der Maler die Sennerin um die Hüfte und tanzte, einen echten Jodler singend, mit ihr im Saal herum.

Gerade als die Beiden an der Thür vorüberwirbelten, trat Fräulein Sophie herein, um der Gräfin zu melden, daß der Thee bereit sei. Sie war natürlich wenig erbaut davon, daß das Fräulein ihre Mahnung zur Vorsicht so bald in den Wind geschlagen hatte, und auch Vicki verlor, sobald sie einen strafenden Blick Sophiens aufgefangen hatte, ihre Unbefangenheit und machte sich tief erröthend aus Finks Armen los. Lauter Beifall lohnte die gelungene Stegreifvorstellung.

Man schickte sich an, in das Zimmer der Gräfin zu gehen, als der Diener hereintrat und mit vergnügtem Grinsen meldete, ein fremder Herr wünsche den Herrschaften seine Aufwartung zu machen.

„Was tausend! Zu so später Stunde?" rief der Graf. „Sollte das vielleicht ein Weinreisender...."

„Nein, das nicht gerade — es ist nur Vetter Emich," ergänzte eine näselnde Leutenantsstimme, und zugleich trat ein schlank gewachsener, sehr distinguirt aussehender Herr mit wundervoll gepflegtem, langem blonden Schnurrbart herein und verbeugte sich lächelnd vor der Gesellschaft.

Zufällig stand das Fräulein Sophie ein wenig abseit, so daß sie nicht gleich von dem Eintretenden gesehen werden konnte, und neben ihr Herr von Norwig. Beide zuckten gleichzeitig erschrocken zusammen und Norwig flüsterte dem Fräulein zu: „So wahr ich lebe, das ist ja Bencken! Nun hast Du Deine Komödie ausgespielt."

Und ebenso leise flüsterte sie zurück: „Frohlocke nicht zu früh! Wenn Du nur ein Wort sagst, so bist Du auch verloren!"

9. Kapitel.

Weiteres über Karl Egon Emich, den Büsterloher. — Heimlichkeiten beim Thee und Zerstreuungen bei der Abendandacht. — Fräulein Sophie geht im Mondschein mit Armandine spazieren, und Komteß Vicki kann nicht einschlafen.

Die allgemeine Lustigkeit, welche Hanswurstfinks Vorstellung verbreitet hatte, bewirkte auch, daß der Vetter Emich mit lautem Jubel begrüßt wurde. Er erzählte, daß er auf einer Reise durch Mecklenburg begriffen sei, um sich verschiedene verkäufliche Güter anzusehen, und da er einmal so nahe gewesen, habe er sich das Vergnügen, die lieben Verwandten unversehens zu überfallen, nicht nehmen lassen wollen.

„Sag mal, das wievielte Gut hast Du denn da bereits in Augenschein genommen?" frug Komteß Marie lächelnd den blonden Vetter. „Es sind ja wohl schon fünf Jahre her, daß Du mit der Absicht umgehst, Dich anzukaufen?"

„Ja, allerdings, so lange ist es her," versetzte jener. „Und ich glaube, es war das siebenunddreißigste Gut, das ich mir gestern besehen habe. — Ah — Pardon!" unterbrach er sich, des in der Ecke stehenden Paares ansichtig werdend, „ihr habt Gäste? Darf ich bitten, mich vorzustellen."

„Um Verzeihung," sagte der Graf und führte seinen Neffen zu jenen beiden. „Herr von Norwig — mein Neffe, Graf zur Bencken."

Graf Bencken hatte bei der Verbeugung seinen goldenen Kneifer von der Nase fallen lassen; sobald er aber den Namen Norwig vernahm, setzte er das Augenglas rasch wieder auf und rief: „Herr von Norwig — habe ich recht gehört? Sind Sie der Passenhofener?"

„Allerdings; sollten Sie mich nicht wiedererkennen, Graf Bencken? Ich trage jetzt freilich Vollbart, aber...."

„In der That — ja," näselte der lange blonde Kavalier, zog die Augenbrauen in die Höhe, was sein ausdrucksloses Gesicht nicht eben interessanter machte und rückte hochmüthig sein Haupt in dem steifen Kragen zurecht. „Sehr merkwürdiger Zufall — finden Sie nicht auch? Ah — da ist ja auch Ihre Frau Gemahlin! Gnädige Frau — entzückt, Sie wiederzusehen!" Er verbeugte sich steif vor Fräulein Vandemer und griff nach ihrer Hand, um einen höflichen Kuß darauf zu drücken.

Aber das Fräulein entzog ihm ihre Hand und sagte äußerst erstaunt: „Herr Graf irren sich wohl, ich habe nicht die Ehre...."

Graf Pfungk und seine Gattin beeilten sich gleichzeitig, ihren Herrn Neffen lachend darüber aufzuklären, daß diese junge Dame keineswegs die Dame ihres Oberverwalters, sondern vielmehr ein Fräulein so und so, Stütze der Hausfrau sei.

„Aber ich begreife nicht," beharrte Graf Bencken, indem er mit einem argwöhnischen Seitenblick, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem eines scheuen Pferdes besaß, das geziert lächelnde Fräulein anstarrte: „Die Aehnlichkeit ist effektiv merveilleur! Sie werden mir zugeben, Herr von Norwig, daß man das Gesicht Ihrer Frau Gemahlin nicht so leicht vergessen kann, wenn man einmal den Vorzug gehabt hat!"

„Die Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Frau ist allerdings auch mir aufgefallen, als ich das Fräulein Vandemer zum erstenmal sah," erwiderte Norwig mit niedergeschlagenen Augen.

„O, Sie haben Ihre Frau Gemahlin verloren?" schnarrte der Graf mit einem oberflächlichen, höflichen Bedauern im Ton. „Quel malheur! So jung und so — Sie gestatten den Ausdruck: so schön! Ich hörte zuletzt, daß sie Ihnen nach New York gefolgt sei."

„Ganz recht," versetzte Norwig, „dort ist sie auch gestorben." Er sah auf, um dem Grafen anzudeuten, daß er das Gespräch über seine verstorbene Frau für beendigt ansehen möchte; aber während er die Augen erhob, traf ihn ein seltsam gespannter, forschender Blick der Komteß Marie, vor dem er in Verwirrung den seinen niederschlagen mußte.

Da Graf Bencken immer noch das Fräulein Sophie mit zweifelnden Blicken anstarrte und vergebens nach einer gleichgiltigen Wendung suchte, um das Gespräch in eine andre Bahn zu lenken, so wäre eine recht verlegene Pause eingetreten, wenn nicht der Hausherr durch die Vorstellung des jungen Malers seinem Neffen zu Hilfe gekommen wäre. Einen einfachen Finken begrüßte dieser außerordentlich hochgeborene Graf — er war nämlich einem im Aussterben begriffenen souveränen Fürstenhause verwandt und es standen nur noch ein knappes Dutzend Augen zwischen ihm und jenem allerliebsten Thrönchen — nur mit einem leichten Kopfnicken.

„Sehr angenehm! Sie sind Maler?" sagte er wohlwollend mit hochgezogenen Brauen. „Sie nehmen wohl das Schloß auf?"

„Nein, ich nehme die Frau Gräfin auf, wenn Sie gestatten, Herr...." Fink that, als suche er nach dem Namen. Um seine Mundwinkel zuckte es schalkhaft.

„Graf Bencken," ergänzte jener, gekränkt, daß man seinen erlauchten Namen überhört hatte.

Und Vicki rief laut und feierlich im Heroldstone: „Karl Egon Emich, Graf und edler Herr zur Bencken-Büsterloh, Erlaucht."

„Ah!" rief Fink bewundernd aus und verbeugte sich nochmals mit großer Heftigkeit.

„Bitte, bitte," winkte der junge Graf gnädig ab: „Ich nenne mich natürlich einfach Graf Bencken. — Da ist mir übrigens eine drollige Geschichte passirt, lieber Onkel," wandte er sich an den Hausherrn: „Denken Sie sich, ich fahre da zwischen Berlin und Güstrow mit einem Herrn allein im Coupe. Sieht ganz anständig aus: ich zögere deshalb nicht, ihm auf feine Bitte Feuer zu geben. Wir kommen in's Gespräch — und ich muß gestehen, ich fand einen recht kenntnißreichen Mann. Offenbar guten Blick für Pferde, auf dem Turf merkwürdig zu Hause, obwohl er nicht selbst rennen läßt. Die Unterhaltung wurde recht lebhaft, und er überreiche mir seine Karte: Müller, einfach Guido Müller, Kaufmann und Leutenant der Reserve! Natürlich bedauerte ich sehr, selbst keine Karte bei mir zu haben und stelle mich einfach als Leutenant Bencken vor — ha ha ha! Ich wollte doch dem Herrn die Unbefangenheit nicht rauben!"

Vicki versteckte sich hinter den Rücken ihrer Schwester, da sie vor den Fremden ihrem erlauchten Vetter nicht gerade in's Gesicht lachen wollte. Auch die übrigen hatten Mühe, ihre Heiterkeit zu unterdrücken, besonders als die alte Gräfin ganz ernsthaft sagte: „Das war mal wieder ein schöner Zug von Dir, Emich!"

Und zu Norwig und Fink gewendet, setzte sie hinzu: „Ja, unser Neffe ist immer so rücksichtsvoll — den armen Guido Müller hätte doch gleich der Schlag treffen können, nicht wahr?"

Karl Egon Emich schien nicht ganz im klaren darüber zu sein, ob solches Lob ehrlich gemeint gewesen, besonders da es aus dem Munde seiner frommen Frau Tante kam, deren Spottlust ihm wohl bekannt war. Uebrigens war er es so gewohnt, aufgezogen zu werden, daß er es kaum mehr merkte. Seine Kameraden hatten von jeher sich das Vergnügen gemacht, seinen erlauchten Namen und seine Aussichten auf das bewußte Thrönchen zu allerlei Scherzen zu benutzen, so daß der Träger aller dieser Würden schließlich nicht mehr Spott und Ernst unterscheiden konnte. Der Stolz auf seinen uralten Stammbaum und sein schilderreiches, durch eine Fürstenkrone glänzendes Wappen, war ja genau genommen das einzige geistige Besitzthum, dessen er sich bewußt war. Seiner geringen Fähigkeiten wegen hatte man ihm in seinem Regimente den väterlichen Rath ertheilt, seinen Abschied zu nehmen, ehe er zum andernmal bei der Beförderung zum Rittmeister übergangen werden würde. Abgesehen davon, hatte er sich im Kriege wie ein Held geschlagen und im Frieden stets als guter Kamerad und Mann von anständiger Gesinnung bewährt. Seine grenzenlose Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit war unzählige Male gemißbraucht worden, ohne daß üble Erfahrungen jemals vermocht hätten, sein Herz und seine Taschen fester zu verschließen. Er war noch sehr jung gewesen, als sein Vater starb, und ihm dadurch die Verantwortung für die Verwaltung des recht bedeutenden Familiengutes anheim fiel. Damit der gänzlichen Verständnißlosigkeit für diese schwere Aufgabe, dank den eigennützigen Rathgebern, der Ausbeutung falscher Freunde und der unheilvollen Einmischung seiner Mutter, nach deren Begriffen der Sohn gar nicht fürstlich genug auftreten konnte, war das Verhängniß über ihn hereingebrochen. Er hatte Herrschaft und Schloß mit großem Verluste verkaufen müssen und war nun genöthigt, von dem übrig gebliebenen Erlös auch noch seine Mutter und mehrere unverheirathete Schwestern standesgemäß zu erhalten. In Schloß Büsterloh aber hatte ein fetter jüdischer Herr von der Börse seine Sommerresidenz aufgeschlagen. Allerdings ermöglichten dem Grafen Emich die Zinsen seines geretteten Vermögens immer noch ein recht vergnügtes Dasein, ohne daß er um sein tägliches Diner und seine Flasche Rothspohn sich mit Sorgen zu quälen brauchte. Der Kauf, Verkauf und Tausch von Reitpferden, der Aerger über ungeschickte Stallknechte und die Pflege des bereits altersschwach gewordenen ererbten Mobiliars bildeten so ziemlich seine einzige Beschäftigung — neben der sehr zeitraubenden und sorgfältigen Toilette. Dagegen erlaubten ihm seine Mittel nicht, in seinem Auftreten mit seinen eigentlichen Standesgenossen zu wetteifern; auch empfand er in ihrer Gesellschaft doch nur zu häufig die Mängel seiner Bildung, welche in ihrer Lückenhaftigkeit wirklich allumfassend genannt zu werden verdiente! Er hatte sich in einen der Vororte Berlins zurückgezogen und lebte dort ein wahres Einsiedlerleben, welches nur einmal im Monat durch die kameradschaftlichen Zusammenkünfte eines Vereines ehemaliger Offiziere unterbrochen wurde. Diese Abende bildeten die bescheidenen Höhepunkte seines Daseins; und wenn er gar Gelegenheit fand, einem neuen Gaste daselbst über seine Beziehung zu dem regierenden Hause oder über die Herkunft des weißen Rosses in seinem Wappen Auskunft zu geben, so kehrte er glücklich und zufrieden zu seinen wurmstichigen Penaten zurück und legte sich im stolzen Bewußtsein seiner Würde und mit der seidenen Bartbinde bewaffnet in das Prachtbett seiner Ahnen. Aber der Tage, an welchem es ihm vergönnt war, in seinem aristokratischen Nimbus zu schwelgen, waren doch zu wenige, als daß nicht der Mangel an Beschäftigung und Verkehr ihm je länger desto schwerer auf die Seele gefallen wäre. Darum hatte er den Entschluß gefaßt, sich irgendwo eine kleine Besitzung zu kaufen, wo er in Frieden seinen Hafer pflanzen und mit einigen blaublütigen Nachbarn über Pferde reden könnte. Der Gedanke, auf seinen glänzenden Namen hin eine reiche Heirath zu machen, lag ja nahe genug, doch empfand der gute Graf eine gewaltige Scheu vor den anspruchsvollen und feingebildeten Damen der höheren Gesellschaft. Er war ehrlich genug gegen sich selbst, um einzusehen, daß er neben solcher Frau eine ziemlich ungeschickte Rolle spielen würde, und dieser Gedanke war ihm unheimlich. Gegen das Ansinnen, seine Krone für eine jüdische Million einzutauschen, welches ihm schon wiederholt nahe getreten war, sträubte sich sein echt aristokratisches Empfinden sehr entschieden, und da er selbst im Grunde ein so gutes Herz besaß, so sehnte er sich auch, wenn auch vielleicht unbewußt, nach Liebe. Bei seinem, trotz des äußerlichen Schliffs und der anerzogenen militärischen Artigkeit gegen die Damen, doch stets ängstlich zurückhaltenden Auftreten war er niemals einer Frau gefährlich geworden, während sein eigenes Herz gar leicht in bescheidentlich sehnsüchtige Wallung gerieth. Ein hübscher Teint, eine schlanke Taille, geschmackvolle Toilette und besonders — ein kleiner Fuß waren genügend, um ihn zu bezaubern; doch gebrach es ihm an der nöthigen Keckheit, um jemals einen ernstlichen Angriff zu wagen. Er hatte mehrere Passionen, aber keine einzige Liebe hinter sich. Die größte dieser Passionen war die reizende junge Frau von Norwig auf Passenhofen gewesen, und sie war auch die einzige, deren Koketterie es gelungen war, ihm einst in einer dämmrigen Fensternische das Geständniß zu entlocken, daß er — auf Ehre! — mit Vergnügen bereit sein würde, sich ihr zu Liebe den Hals zu brechen, wenn... sie waren gestört worden und er hatte den Satz nie beendigt!

Kein Wunder, daß ihn der plötzliche Anblick dieser Doppelgängerin der einst Angebeteten in eine Erregung versetzte, welche selbst sein phlegmatisches Temperament und seine steife Förmlichkeit nicht ganz verbergen konnte. Man war inzwischen zum Thee geschritten und die Unterhaltung war lebhaft im Gange. Graf Bencken saß neben seiner Kousine Marie und war so von seinen Erinnerungen eingenommen, daß er nicht einmal ihrem höchst interessanten Pferdegespräch mit rechter Aufmerksamkeit zu folgen vermochte. Sie hatte ihm eben von ihrem so übel abgelaufenen Abenteuer mit dem bösen Hengste Bericht erstattet und hinzugefügt, daß sie wohl für längere Zeit verhindert sein werde, in den Sattel zu steigen.

Und darauf hatte er, den blonden Schnurrbart wohlgefällig ausziehend, erwidert: „Das ist ja charmant, da können wir ja gleich morgen früh ein kleines Handicap reiten."

„Du träumst wohl, Emich," flüsterte sie ihm zu, „kannst Dich wohl immer noch nicht über unser hübsches Fräulein beruhigen? Ist die Aehnlichkeit wirklich so auffallend?"

Und ebenso leise gab der Vetter zurück: „Ich würde mich keinen Augenblick besinnen, vor Gericht einen Eid darauf abzulegen, daß dies Frau von Norwig sei. Wenn ich nur ihre Füße einmal sehen könnte! Es ist nicht denkbar, daß ein zweites Paar von Frau von Norwigs weltberühmten Füßen noch irgendwo existiren sollte."

„Du warst wohl sehr verliebt in Frau von Norwig?"

„Ja, parbleu! Wie wir alle. Das heißt — ich war speziell in ihren Fuß verliebt. Du weißt ja: Elfenfüßchen sind meine Achillesferse, wie Kamerad von Bock immer sagte — ha ha! Wenn Du mir versprichst, mich diesem fatalen Menschen dadrüben" — er streifte Norwig mit einem vorsichtigen Blicke — „nicht zu verrathen, so könnte ich Dir ein kleines Abenteuer...."

„Anständig?" warf die Komteß ein.

„Aber selbstredend! Wie würde ich mir sonst erlauben...." versetzte Karl Egon Emich erröthend. „Also denke Dir: es ist mir effektiv gelungen, in den Besitz von einem Paar Schuhe zu kommen, welche die reizende Frau auf unserm Kasinoballe angehabt hatte!"

„Nun seh' einer den Duckmäuser an! Das hätte ich Dir gar nicht zugetraut," flüsterte Base Marie. „Wie hast Du sie nur dazu gebracht, Dir die Schuhe zu schenken?"

„O sehr einfach: Ihre Zofe hatte immer eine offene Hand, sobald jemand nur eine Doppelkrone zückte!"

Der brave Karl Egon Emich bewies durch dies Herausplatzen mit der nackten Wahrheit, daß es ihm gar sehr an Phantasie gebrach, sonst hätte er doch nicht die gute Gelegenheit versäumen dürfen, durch eine geschickte Erfindung als Don Juan zu glänzen.

„Ist diese kostbare Eroberung noch in Deinem Besitze?" fragte die Base neugierig.

„Gewiß. Ich führe sie sogar nebst einigen anderen theuren Souvenirs immer in meinem Handkoffer bei mir."

In den grauen Augen der tollen Komteß blitzte es schalkhaft auf; sie neigte sich dem Vetter noch näher zu und flüsterte ihm in's Ohr: „Weißt Du, Emich, da könnten wir ja eine richtige Prinzessinnen-Probe à la Aschenbrödel aufführen! Eine kostbare Idee! Nimm einmal Deinen ganzen Geist und Witz zusammen — das kann Dir ja nicht schwer werden! Mache Dich niedlich um Fräulein Sophie und bringe sie dahin, daß sie sich von Dir den Schuh anpassen läßt."

„Was habt ihr denn da immer zu tuscheln?" rief die Gräfin-Mutter laut. Und das allgemeine Gespräch, das durch Finks Scherze und das Gelächter der übrigen die Aufmerksamkeit von den beiden Verschwörern abgelenkt hatte, schwieg für einen Augenblick.

Graf Bencken schaute erröthend und verlegen auf seinen Teller und führte rasch ein großes Stück Rebhuhn zum Munde; aber seine Base ergriff das Wort für ihn und wandte sich lächelnd an Fink: „Entschuldigen Sie unsre Ungezogenheit. Wir Sportsleute sind ein undankbares Publikum selbst für die besten Geschichten, sobald wir uns in ein Pferdegespräch vertieft haben. Vetter Emich erzählte mir eine kostbare Geschichte, wie er einen schlauen Pferdejuden überlistet hat."

„Aber ich habe ja gar keine Pferde mehr," flüsterte der Graf bestürzt hinter der vorgehaltenen Serviette.

„Schweig doch still!" gab die Komteß mit einem kleinen Rippenstoß zurück.

Glücklicherweise waren die Geschichten des Vetters Bencken dafür berühmt, daß sie meist keine Spitze hatten und die Gesellschaft war infolgedessen nicht neugierig, diese letzterwähnte zu hören. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich vielmehr wieder dem Meister Fink zu, welcher mit überwältigendem Humor eine abenteuerliche Reise nach England schilderte, die er einst im Begleitung seiner Schwester und deren Kommode ausgeführt hatte. Jenes Unglücksmöbel hatte nämlich ihrem Fortkommen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, da sein Gewicht und seine Unhandlichkeit allerorten die Gepäckträger zu offener Rebellion getrieben hatte. Am Ziele der Reise, einem kleinen Haltepunkte, der auf einem hohen Bahndamme lag, war es dann schließlich von dem verzweifelten Bruder durch einen energischen Tritt kostenlos die steile Böschung hinunter befördert worden; und die anschaulichste Schilderung der über solche Behandlung jammernden Schwester, sowie des auf den kühnen Fremdling drohend eindringenden Bahnpersonals, wirkte in ihrer dramatischen Lebendigkeit und in ihrem Gemisch von Englisch und Hamburgisch so ergötzlich, daß die heiterste Laune bis zur Aufhebung der Tafel herrschte. — — — —

Die Abendandacht war beendet, das Personal wünschte gute Nacht, und die Herrschaften zogen sich in das Wohnzimmer zurück. Draußen vor der Thür wünschte der Inspektor mit einer tiefen Verbeugung dem Fräulein Sophie recht wohl zu schlafen und war im Begriff, sich mit einem vernehmlichen Seufzer zu entfernen, als das Fräulein ihn noch einmal zurückrief.

„Wie ist es draußen heute Abend?" fragte sie. „Ich möchte gern noch ein bischen frische Luft schöpfen, wenn es nicht zu kalt ist. Ich bin den ganzen Tag nicht aus dem Hause gekommen."

„O, es ist heute so warm wie lange nicht," beeilte sich Herr Reusche zu versichern. „Sie sollten wirklich die frische Luft noch genießen, Fräulein. Und der Mond scheint auch so schön!"

„Dann will ich mir nur schnell mein Tuch holen und noch ein wenig in den Park hinunterschlüpfen," sagte Sophie und stieg leichtfüßig die Treppe empor.

Obwohl sie ihn nicht ausdrücklich dazu aufgefordert hatte, harrte doch Ludolf Reusche ihrer laut klopfenden Herzens vor der Hausthür. Und sie kam wirklich schon nach wenigen Minuten heraus, ohne Hut, nur ein dunkles Chenilletuch um die Schultern geschlagen.

„Ah, Herr Inspektor, da sind Sie noch?" rief sie leise, wie freudig überrascht.

„Ja, ich wollte auch noch etwas den schönen Abend genießen. Wenn Sie mir vielleicht gestatten, Sie zu begleiten?"

„Sie sind sehr liebenswürdig," erwiderte sie lächelnd und begann an seiner Seite nach dem Wasser zu hinab zu schreiten. Der Vollmond goß sein mildes Licht über die schon herbstlich bunten Baumgruppen und glitzerte kühl und geisterhaft auf dem Wasserspiegel. Die Grillen zirpten in dem weißgrau leuchtenden Rasen, ein paar Fledermäuse taumelten pfeifend durch die Luft, und von der alten, hohen Silberpappel herab lachte ein Käuzchen.

„Solch Mondschein ist doch wirklich sehr was Schönes!" rief der Inspektor schwärmerisch aus. Und dann seufzte er wieder tief auf.

„Gewiß," pflichtete das Fräulein ernsthaft bei. „Man erkältet sich nur zu leicht."

„Finden Sie wirklich?! In Ihrer Nähe könnte ich mich nie erkälten, selbst wenn ich am Nordpol im Sommeranzug spazieren gehen müßte!"

„Aber Herr Inspektor, wie können Sie so etwas sagen!"

Er erröthete tief und verfiel wieder in das vorige Schweigen. Erst nach einer längeren Pause wagte er das Gespräch von neuem mit der Frage zu eröffnen, wie es ihr hier im Hause gefalle.

„O, sie sind ja alle sehr gut gegen mich," antwortete Sophie. „Als armes, alleinstehendes Mädchen macht man so traurige Erfahrungen über die Lieblosigkeit der Menschen, daß einem ordentlich das Herz aufgeht, wenn man es einmal so gut trifft, wie ich hier im Hause."

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Käsestangen. 7 Unzen Parmesankäse, feingerieben, 5 3-4 Unzen Mehl, 4 1-4 Unzen Butter, etwas saure Sahne und das nöthige Salz nebst einer Prise Cayenne-Pfeffer werden zu einem festen Teige geknetet, nicht zu dünn ausgerollt, in Streifen geschnitten, oben mit Eigelb bepinselt und auf einem mit Butter bestrichenen oder mit Speckschwarte abgeriebenen Bleche in nicht zu heißem Ofen zu schöner Farbe gebacken. Man muß beim Backen gleich dabei stehen bleiben, da die Stangen sehr schnell gut sind und nachher leicht verbrennen und dann bitter und ungenießbar sind. Man gibt sie noch warm, aber nicht heiß, zu Tisch.

Englischer Reis. Man wasche den Reis — soviel man eben bedarf — mehrmals in heißem Wasser, thue ihn sodann in eine dick gebutterte Form, gieße gut gesüßte kalte Milch darauf, so viel, daß die Form beinahe voll ist, stelle die Mehlspeisenform mehrere Stunden in ein nicht zu heißes Rohr und überlasse sie ihrem Schicksal. Obenauf kann man nach 2 Stunden etwas frische Butter geben. Man servirt die Speise nach etwa 3 Stunden, wenn der Reis eine schöne goldbraune Mütze bekommen hat. Er ist besonders zu solchen Zeiten empfehlenswerth, wo im Hause viel zu thun ist und etwa zu einer nicht ganz bestimmten Stunde Gäste erwartet werden, da er das Stehen vorzüglich verträgt. Beliebige Gewürze, wie Vanille, Citronenschale, Mandeln lassen sich beifügen, gehören aber eigentlich nicht hinein.

Suppe Creoy.